

281 Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

— Wir dürfen nicht sentimental werden, sagte die Bänkefängerin. Und sie sprang auf, zog mit den Händen ihre seidene Bluse straff und ließ dann Helge den Sektflüßler zu.

— Schenk ein! befahl sie.

Der Pfropfen knallte, und während die Fanchetti zerstreut mit dem Kohlen säurestäbchen in den Schaumperlen rührte, suchte Helge in seiner Erinnerung nach etwas, was dieser Szene ähnlich war. Aber er konnte das Bild nicht finden — es lag weit zurück und zugleich ganz nah —, eine Verschmelzung von zwei Bildern. Plötzlich sah er Reuters kaltes, vierkantiges Gesicht.

— Kennst Du Reuter, sagte er.

Sie blickte verwundert auf und fragte:

— Meinst Du Zoe Reuter?

— Ja.

— Ja, natürlich.

Und ehe er weiter fragen konnte, fügte sie hinzu:

— Es gibt keinen unter den jungen Millionärsöhnen — vom Besten bis zum Offen — den wir nicht kennen, Willie und ich. Das ist ja auch ganz natürlich. Aber wie kommst Du auf Zoe.

Er machte eine ungeduldige Gebärde. Das Familiäre und Offene in ihrer Antwort reizte ihn im Geheimen. Er fühlte sich Tausende von Meilen von ihrem Leben und Milieu entfernt.

— Das Hotel hier gehört ihm.

— Nein, es gehört dem Alten — seinem Herrn Vater, sagte Billy und lachte.

— Es muß schön sein, einen solchen Vater zu haben, beharrte Helge.

— Ja, Du — warum hast Du Dir nicht einen solchen Alten herausgesehen?

Und sie nickte mit dem Kopf und trank.

Aber mit dem Wein kam endlich auch die Stimmung. Helge füllte und leerte sein Glas, und beim Obst wetteiferten sie mit Erinnerungen. Er kannte schon ihre ganze Familie.

Sie bat ihn, noch einmal zu beschreiben, wie er ihr an jenem Abend gefolgt war, als er sie im Kontor gesehen hatte. Und Helge beschrieb jede Einzelheit, schilderte jedes Schaufenster, an dem sie gestanden hatte. Aber eigentlich war es ihr eigenes Porträt, was sie gern wollte, und er malte ihr in Worten jeden Farbenton ihres Haars, ihres Anzugs, ihren Gang, ihre Haltung.

Sie hörte lächelnd zu, entzückt wie ein Kind. Und sie horchte auf gewisse Töne in seiner Stimme, und wo ihr die Härlichkeit ab und zu klangvoll er schien, drückte sie seine Hand.

— Was wolltest Du eigentlich in dem kleinen Laden? fragte er zuletzt. Und er beschrieb, wie er in gemachtem Nachdenken vor dem Speisezettel des Kellerrestaurants gestanden und durch die Scheiben ihr Mienenspiel verfolgt hatte.

— Ach, laß das doch! sagte sie. Es war ein Granatkreuz, ein Andenken, das ich vor langer Zeit in einer unglücklichen Stunde verpfändet und jetzt glücklich wieder aufgespiert habe.

Sie erhob sich, küßte ihn im Vorübergehen aufs Haar und Klingelte.

Der Araber kam mit einem achteckigen Tisch und den kleinen Tassen, deren breidicker Inhalt, nachdem die Deckel gelüftet waren, stärker duftete als alle Parfüme. Der blaue Turban mit dem gewundenen Stirnband, das einer schwarzen und gelbgefleckten Schlange oder einem dünnen Jaguar-schweif gleich, schwannte über dem Bronzetablett und wiegelte sich wie ein matter, blauer Mond zwischen den Verzierungen und Arabesken. Der krause Bart war schwarz wie das Getränk.

Nachdem der Diener sich entfernt hatte, setzten sie sich auf den Divan. Helge war selbst nervös. Der starke Kaffee hatte ihm ein gewaltiges Herzklopfen verursacht. Er sah nach der Uhr. Sie wies auf sechs.

Auch die Fanchetti war unruhig. Zimmer wieder runzelte sich die niedere Stirn, um sich dann wieder zu glätten. Hin und wieder betrachtete sie Helge verstohlen, und etwas Beh-

mütiges kam in ihren Blick. Dann strich sie ihm übers Haar. Aber es war eine mütterliche Liebkosung.

Als es lange still gewesen war, fing sie an, von ihrem Engagement zu sprechen. Sie hatten eigentlich im Sommer heimreisen wollen nach Schweden; aber ein paar Angebote, die höher waren als alle früheren, banden sie. April und Mai in New York am Madison Square, und im Juni in Chicago, in Masonic Temple Roofgarden. Juli und August eine Tournee durch die Kurortbadeorte, die ganze Küste entlang — oder nach Hause.

Helge legte den Kopf auf ihre Knie und schloß die Augen.

Sie sprach weiter, von den neuen Liedern, die für sie bestellt und geschrieben waren, von den applauszwingenden Pointen der Musik — jeder Cassenjunge zwischen Broadway und Bowery mußte die Melodien pfeifen, sonst war es nichts. Und sie sumnte ein Stückchen vor sich hin.

— Hier fällt das ganze Orchester ein, sagte sie — mit einem Schlag — verstehst Du — ganz unerwartet — bum! bum! lalala bum!

Auch von Paris und der französischen Riviera erzählte sie. Helge war es, als höre er ein Klingeln wie vom kostbaren, blendenden Inhalt eines Juwelenschreins; es schien ihm, als erzähle jemand einen Traum. All diese Orte gab es, all dies Leben ward gelebt, all dies Gold flutete; aber er würde es nie sehen und erleben. Ein paar Stockwerke weiter unten war da ein längliches Gefängnis, in dem er — im besten Fall — durch Jahre hindurch sein Brot verdienen würde. Eine Frage brannte auf seiner Zunge; aber er brachte es nicht über sich, sie auszusprechen. Er hätte andeuten mögen, ob nicht Billy mit ihren vielen Beziehungen ihm etwas Besseres, Passenderes in New York verschaffen könnte. Aber er schwieg; er schämte sich, ohne zu wissen, weshalb.

Ohne Uebergang sagte sie:

— Jetzt mußt Du bald gehen, Helge.

Und sie legte ihm die Hand auf den Mund, um seinen Ausruf zu ersticken, und küßte ihn auf die Wange. Ihr weicher Oberkörper preßte sich gegen seinen Arm.

Er glitt auf den Fußboden nieder und schlang die Arme um ihre Knie.

— Noch nicht! Noch nicht!

— Nein, noch nicht. Aber bald. Ich muß packen, und das kann ich nur, wenn ich allein bin. Ich habe auch Willie versprochen, für sie zu packen, damit wir ungestört sein sollten . . .

— Ja, ja, murmelte er. Aber ich will mit zum Bahnhof.

— Nein, sagte sie bestimmt; das haben wir ja schon verabredet. Das ist das Schlimmste, was ich weiß. Ich will nicht einen Menschen da stehen sehen, mit einem unglücklichen Gesicht, wenn der Zug hinausfährt.

Es war wirklich so. Schon im Park hatte sie das gesagt. Er dachte einen Augenblick, wie oft sie das ohne Zweifel irgendeinem unglücklichen Loren sagen mußte. — Was für ein Narr ich bin! sagte er unhörbar.

Und ein heftiges, gebieterisches Begehren erfüllte ihn, eine Art Raserei über eine Ungerechtigkeit, die fortwährend lust gegen ihn, einzig ihn, verübt wurde. Er biß die Zähne zusammen und beugte den Kopf auf ihre Knie. Er küßte es. Stieß es hart durch den weichen Stoff hindurch, der die feste Rundung wiedergab, als wäre es ein Marmorknie.

Sie sah unbeweglich; aber ihre Miene war müde geworden.

Spielend ließ er seine Hand über ihre Schuhschnalle gleiten und dann suchte über den Knöchel in dem dünnen seidenen Strumpf streicheln. Dann ein Griff um die Wade.

Da beugte sie sich nieder und faßte sein Handgelenk, ganz ruhig und beherrscht, mit einem gewohnheitsmäßigen Griff. Dann stand sie auf.

— Komme, mein Junge! sagte sie.

Helge blieb einen Augenblick auf dem Teppich hocken; in seinem Kopf fauste es; vor seinen Augen flimmerte es. Dann sprang er auf, riß seinen Hut an sich und stürzte nach der Tür.

Aber die Fanchetti war schneller und stand mit dem Rücken dagegen gestemmt. Ihre großen, grauen Augen blickten Helge fest an, mit einem Ausdruck fast wie Trauer. Sie sagte nichts.

Gelbes Blide sprühten; häßliche und grauenhafte Worte wollten sich aus seinem Mund drängen; aber er schluckte sie hinunter. Schließlich stieß er mühsam hervor:

— Warum ich nicht?

— Darum, weil ich Dich lieb habe, darum, weil wir Freunde sein wollen, und darum, weil ich im Juni zurückkomme und will, daß wir dann zusammen sein können wie jetzt.

— Und dann? murmelte der Tor und sah wie ein Flehender auf das Weib.

— Dann, sagte die Fanchetti und lächelte, dann werd ich Dich grenzenlos lieb haben . . .

— Ich liebe Dich! flüsterte Helge mit zitternder Stimme.

Lilly blickte lange auf die überschlankte Gestalt, die ein bißchen hin und her schwanke wie ein wurzelloser junger Baum. Sie schloß die Augen. Aber gleich darauf öffnete sie sie wieder, und während sich ihre Brauen ein einziges Mal hastig hoben und senkten und sie leicht erbleichte, sagte sie:

— Du bist ein großes Kind, Helge. Und darum hab ich Dich lieb.

Sie ging von der Tür weg und setzte sich an ihren Toiletentisch. Eine kleine Weile starrte sie im Spiegel ihr eigenes Bild an, das weiß gegen einen verrauchten, blaugrauen Hintergrund schimmerte. Helge stand stumm da und betrachtete sie. Er sah sie das Gesicht in die Hand senken und lange so sitzen.

— Weint sie? dachte er.

Aber nach einiger Zeit schüttelte sie den Kopf wie über ihre eigenen Gedanken, stand auf und ging zu ihm hin. Sie schlang die Arme um seinen Hals, drückte ihn an sich und küßte ihn ohne Leidenschaft. Und Helge erwiderte diese Liebesosung, indem er ihr die Hände küßte und heftig drückte.

Sie nickte, gleichsam zum Zeichen, daß er sich nichts vorzumerfen brauche, sie nicht um Verzeihung zu bitten brauchte. Und mit einem Blick auf die Reiseuhr, die in ihrem Lederfutteral zwischen Flaschen und Schmutzstücken stand, sagte sie:

— Komm, mein Junge, mein einziger Junge — jetzt mußt Du gehen.

Und als er stammelnd eine lange Auseinandersetzung begann und sie bat, ihn nicht zu vergessen, ihm nicht wegzukommen, nicht andere . . . da beruhigte sie ihn mit ein paar kurzen Worten: sie würde ihm schreiben, ihm telegraphieren, ihm ihre Adresse, Photographien schicken, gleich vom ersten Tag an. Und er sollte ihr regelmäßig schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Turm.

Von Anton Fendrich.

Ich fuhr einmal von Braunschweig nach Freiburg. In der alten Welfenstadt hatte ich den letzten Abendsehein auf den grünen Kupfertürmen der Egidienkirche gesehen, und als ich in der alten Freisingstadt ausstieg, schien die Morgensonne durch die zarte Steinpracht der durchbrochenen Münsterpyramide. Beides war Gotik, und doch wald himmelweiter Unterschied. Dort die nüchterne Geschlossenheit des norddeutschen Protestantismus, hier die offene Sinnenfreudigkeit des katholischen Südens.

„Eine Kirche ohne Dach, keine Straße ohne Dach“ . . . so schildert ein Reimschmied des fünfzehnten Jahrhunderts das alte Freiburg und setzt dabei mit einer originellen Charakterisierung den Münsterturm an die richtige, nämlich an die erste Stelle. So kraftvoll und schlank und mit so kühner Leichtigkeit aufziehend, wie der Freiburger Münsterturm ist kein Turm der ganzen Welt; der Straßburger ist kleiner und nicht so edel in der Form, der Ulmer mit seinem mausgrauen Sandstein nicht so malerisch, und der Kölner mit seiner prägnanten Wiederholung des gleichen Turms prägnanzlos und langweilig. Aber der Freiburger Münsterturm ist ein feineres Gedicht, wie es nur ein ganz großer Poet schaffen konnte. Sonne, Mond und Sterne scheinen durch dieses lustige Steinwerk, und wer das Selbstporträt des unbekanntem Turmmeisters mit seinem feinen, starken Künstlerantlitz im Münster gesehen hat, der kann nicht daran zweifeln, daß dieser Architekt ein Dichter war, der nur mit Quadern, Säulenbündeln und Kreuzblumen anstatt in Jamben und Trochäen sein Innerstes aussprach.

Wie sich der Brunnen springend übergipfelt,
In Ruhe klar, im Steigen undurchdringlich,
Leicht abnehmbar, als Wesen undbezwänglich,

Mit einem überblumten Kreuz gewipfelt,
Doch über diesem schließt mit goldner Spitze
Ein Dolch den Münster vor dem Reid der Blige.

So schildert der jüngste und kraftvollste alemannische Poet, Hermann Burte, in einem Sonett den Freiburger Münsterturm.

Aber seit einem halben Jahre hat dieses Wunder der alemannischen Heimat eine seltsame Veränderung seiner Gestalt erfahren. Kühne Zimmerleute haben in langsamer, zäher Arbeit zwischen den Balken und den Rosettenlöchern des Turmunterbaues gewaltige Balken herausgestreckt und sie spinnwebgleich untereinander verbunden, bis ein sieben Stockwerke hohes Holzgerüst nun wie ein Mantel die Basis des Turmes rings umgibt. Dieses für sich allein schon schöne Zimmererwerk verändert die Form des Turmes auf volle fünf Jahre gar nicht unshön. Das Gerüst hat 100 000 M. gekostet, und wenn die langen Balken, aus denen es gefertigt ist, noch droben auf den Bergen mit grünendem Wipfel ständen, so wäre es ein ganzer Wald. Jetzt sind die Zimmerleute abgezogen und haben den Steinmehnen Platz gemacht. Da stehen sie auf den lustigen, mit sicheren Brüstungen versehenen Holzastanen zwischen Himmel und Erde, prüfen Stein für Stein an dem morischen Viererbau, nehmen einen nach dem anderen heraus und ersetzen sie alle durch genau gleich große, gesunde Brüder. Und während aus dem hölzernen Gerüstmantel heraus die durchbrochene Pyramide noch freier und kühner als sonst in die Lüfte steigt, wird unter ihr von fleißigen, sorgsamem Steinmehnhänden ein neuer Turm unter den alten gebaut.

Der Freiburger Münster ist meine alte Liebe. Ich kann mir's nicht anders denken, als daß der verschollene Baumeister in diesem Wunderwerk nichts erschaffen wollte als ein Symbol der Welt, nicht etwa der Kirche. Der Welt mit ihrem himmelstürmenden Drang, mag sie christlich, heidnisch oder atheistisch sein; der Welt mit ihrem brünstigen Gaffen an der Erde und ihren lichten Gedanken in die Weite und in die Höhe; der Welt, die wie die Kirche einen guten Magen hat, aber immer noch Größe genug in sich fühlt, mit dem schmutzigsten Mammon auch Wunderwerke zu erschaffen.

Im Münsterportal ziehen vier Arbeiter durch das Loch der Rosette, in der sich die feinen Steinranken des Gewölbes schneiden, Balken für Balken hundert Meter hoch im Turminnern empor, und die Geschichte der ganzen Welt schaut auf die vier mühsam an der Winde drehenden Proletarier. „Da steht die Frau Sitte mit ihrem keusch verhüllten Körper und dem feinen Gesicht und da blinzelt die nackte Frau Welt mit listigen Augen das Symbol der Manneskraft an, welches ein Ritter ihr galant anbietet. An der Decke fliegt aus dem Munde leicht schwebender Engel verheißungsvolle Weisheit aus langen schön bemalten Spruchbändern. Des Baumeisters Humor aber feiert wahre Orgien in den zahllosen Wasserpeilern. Es gibt keine menschliche Rarheit und keine irdische Gemeinheit, die nicht ihren drastischen Ausdruck in Stein gefunden hätte, vom schäbigen Geizhals an bis zum unerfättlichen Vielfraß, vom eiteln Laffen bis zum tierischen Unzulässigen. Und währenddem der strömende Regen durch die offenen Mäuler dieser Larden gießt, spielt darunter unter einem entzündenden Türnchen der junge David die Harfe und die reine Jungfrau Maria zeigt dem Volk ihr göttliches Kind. So ist das brausende Leben der Menschheit, ihr Ringen mit äußeren und inneren Gewalten, ihr Sehnen nach oben und ihr Suchen nach unten wie in einer versteinerten Sinfonie festgehalten in diesem Wunderbau.

Aber hoch herab aus all dem kalten Steinwerk winkt ein Jdhl. Wer gute Augen hat, kann unter der Pyramide drei kleine Fensterchen sehen, davor auch jetzt noch im November wie vor jedem kleinen Bürgerhaus rote Geranienstöcke blühen. Das ist die Türmerwohnung und wer schon droben war, der kann verstehen, daß es Dichters- und Schriftstellersleute von jeher stark angemacht hat, Türmer zu sein. Alphonse Daudet hat sich einmal nicht mehr anders zu helfen gewußt, als daß er sich drei Monate lang als Pensionär bei dem Wächter des Leuchturms auf den Blutineln bei Korsika einmietete. Er sah weithin über alle Welt, und konnte auch, wenn einen einmal die Laune dazu ankommt, oben herabspucken! Und wen läme sie nicht manchmal an?

Doch nicht nur da draußen und da drunten ist die Welt schön, wenn man einmal für einige Stunden Türmer sein darf, sondern auch da drinnen. Da ist im Schutze der glatten Steinwände aus einem ganzen Eichenwald der Glodenkust des Münsters gebaut. Mächtige halbmeterdicke Balken sind zu Gerüsten wie riesige Quillotinen gefügt; nur daß anstatt des stummen Fallbeils eine beredte Glode in den Rahmen hängt. Ueber sechshundert Jahre alt sind die Balken dieses zwei Haus hohen Glodenstuhls. 250 Zentner tönendes und dröhnendes Erz hängen hier mit schmiedeeisernen Zungen, deren größte allein vier Zentner wiegt. Das ist die Junge der „Sufanna“, wie die größte und wahrscheinlich älteste Glode in Deutschland im Volksmunde genannt wird. Und wenn nicht gerade irgend eine von den dreizehn Gloden amtlich in Bewegung gesetzt wird, halten sie stumme Zweisprache und reden aus sieben Jahrhunderten von Krieg und Peß, jauchzenden Festen und prunkenden Prozessionen. Eine, die Zinglode, weiß sogar von vielen unbezahlten Schulden zu berichten, denn von Marini bis Weihnachten wurde sie bis Mitte des letzten Jahrhunderts täglich geläutet, um den säumigen Zahlern ihre Schulden ins Gewissen zu rufen. Am schweigsamsten ist die hundertzentrige Sufanna. Acht Männer braucht es, um sie in Schwung zu bringen. Mehr weiß schon das Silberglocke, das bei Beerdigungen, und das Armsilberglöckle, das bei Hinrichtungen geläutet wurde.

Aber sie alle erzählen von der Sehnsucht der Menschen, von ihrer Torheit und von — der Macht der katholischen Kirche.

Die Herbstausstellung.

Im Hause der Berliner Sezession.

Man hatte uns glauben gemacht, in dieser Herbstausstellung einen Tummelplatz junger Talente zu treffen. Solch Versprechen wurde nicht gehalten; was da am Kurfürstendamm zu sehen ist, kann bestenfalls eine bunte Schüssel (mit modernem Aufguß) genannt werden. Es fehlt das Kaffige, das revolutionäre Tempo, der Wille zur Entwicklung. Wenn die Jury herzloser gewesen wäre, so hätte sie der Kunst und uns eine Wohlthat erwiesen. So aber, mit den ältesten Herren, den mildesten Romantikern und selbst den höchst gleichgültigen Dekorateurs kompromittierend, wurde eine gar matte Limonade angerichtet.

Nur aus solcher Milddigkeit ist es verständlich, daß hier ganz schwache Bilder von den beiden Hübner gezeigt werden; die „Päonien“ des Heinrich sind in ihrem rosa Laß dünn und schlapp, die „Brennende Sägemühle“ des Ulrich mit ihrem blauen Baum und den zappeligen Flammen ist kraftlos. Auch Ludwig von Hofmann hat uns nicht mehr viel zu sagen. Auf seiner „Adonisblage“ gibt es wohl allerlei Bewegung zu sehen, hochgeschleuderte Arme, abwärts sinkende Körper, ein Zerreißen und Zerwühlen; aber das alles bleibt dekorative Geste. Gewiß, es zeugt für einen verständigen Komponisten, daß inmitten all des Klageklärens der Körper des Adonis in der schlichten Ruhe der Horizontale lagert; aber mehr als den Eindruck der Klugheit empfangen wir nicht. Auch Melzer und Reid haben nur wenig zu bieten. Melzers „Grüne Madonna“ erinnert an die bäuerischen Spiegelbilder, die von den Dorfmalern Süddeutschlands von der Zeit des Barock bis gestern gepflegt wurden. Melzer ist wohl geschmackvoller als diese Votivmaler, er ist aber nicht so naiv und darum nicht so überzeugend wie sie; er hat allerlei Japanisches und Russisches gesehen und hat es so benutzt, wie etwa eine gewandte Modedame orientalische Tücher sich um den Nacken legt. Das heißt man mit Recht arrangierte Malerei. Bei Reid ist solche theatralische Dekoration noch greifbarer. Eines seiner Bilder zeigt die Gesichte vom verlorenen Sohn; wir sehen die schattenhafte Fassade eines festlich erleuchteten Schlosses, barocke Menschlein tockeln im Fadelchein, sie erregen sich. Man glaubt aber nicht recht an das Dramatische des Augenblicks; man spürt den Bühnenprospekt. Reinhardt macht so etwas viel besser. Ganz merkwürdig versagt Th. Th. Heine; er zeigt Freiheitskämpfer, ladend, zielend und schießend, auf himbeerrottem Grund. Dieser Glühimmel soll wohl ein Symbol des flammenden Rutes oder des blutigen Todes sein; wir schmecken aber nur den Himbeer. Diesen Malern gesellt sich der Bildhauer Tuatillon; er zeigt einen Stier, der in der römischen Campagna von zwei Reitern gejagt wird. Das mehr als lebensgroße Relief soll im Krefelder Museum dauernd verwahrt werden; das Handgeschick und das akademische Können lassen sich nicht leugnen, aber man überlegt vor solchem Panoptikumstück sehr gründlich: wodurch die Kunst sich von der Natur scheidet. Solchem Ueberlegen sind die Schaßgruppen des August Gaul weit angenehmer; vor ihnen denkt man nicht an Blüten und Wolle, man sieht die Bronze und die Form, die aus dem beobachteten Tierkörper geklärt wurde. Recht interessant ist es, zu prüfen, wie der fanose Tierbildner sich mit dem menschlichen Akt abfindet; er hat einen nackten Merkur gestaltet. Der Körper ist der eines städtischen Menschen, schlecht entwickelt, stubenhoch; die Gebärden spiegeln die Börse, es wird gehandelt. Diese Figur ist nicht ganz selbständig, denn sie erinnert besonders in den Beinen an Haller (was durch ein Vergleichen mit den nebenan stehenden, sehr gefühligen zwei Frauenfiguren dieses Künstlers leicht festgestellt werden kann); sie ist aber sehr geschickt gemacht und wirkt nicht reizlos.

Zu denen, die in einer Ausstellung der Jugend schon eher etwas zu suchen haben, gehört Max Beckmann. Freilich, irgendwelche Ueberraschungen dürfen wir von ihm nicht erwarten; er reißt, aber er entwickelt sich nicht mehr. Darüber braucht man nicht zu klagen; man kann diese zäh gewollten Figuren, diese mit allerlei Philosophie belastete Kunst unbedenklich annehmen. Viel Erdenschwere ist in Beckmann; ein finsternes Violett und ein dumpfes Grün herrschen in diesem fast angstvoll hingefügten Bildern. Es ist, als säße diesem jungen Maler ein greisenhafter Spuk auf den Schultern. Man muß den Degner dagegenhalten; das ist ein frecher Draufgänger. Seine grobzügigen und ungegliederten Werke, die entweder Frauen rauben oder selber in Ketten geschleppt werden, wirken sehr animalisch, ihre Schädel zeigen eine hartnäckige Physiognomie. Dieser Maler ergötzt uns nicht durch Schönheit; er suggeriert uns aber eine muskulöse Brutalität, und das ist auch etwas wert. Erbschöll ist dann wieder ein ruhiges Gemüt; er hat den Zug zum Klassischen, und wenn er den Frauenakt, die schwer und rund nebeneinander stehen, nicht eine moosgrüne Patina gäbe, könnte man ihn für einen studierten Professor halten. Wegen, der sich in größeren Kompositionen versucht, will hier genannt sein; und auch Poser ist zu verzeichnen. Dieser, der man einen Neu-Römer heißen hat, zeigt uns drei wohlbelagerte Bilder. Ganz leicht klingen Erinnerungen an Feuerbach, auch an Marxes mit; es werden die Körper nicht um ihrer selbst willen gegeben, vielmehr als Elemente der Bildarchitektur. Dabei umkleidet Poser seine Frauen mit einem zärtlichen Klängen milder Farben, so daß man neben der monumentalen Absicht die lyrische Sehnsucht lebendig fühlt. Christ erstreckt auch Waldemar Köster. Er ließ uns früher

das Wehende und Almende des Waldes grün empfinden; er ist nun plötzlich sehr farbig geworden. Es blieb aber solche Farbe unbefestigtes Material. Man hat noch nicht das Empfinden, daß da Sonne leuchtet und Natur sich üppig regt, man glaubt auch nicht recht an die Hymne, die in der Vorstellung des Malers erklang, man sieht noch überwiegend die Pigmente. Solche Unvollkommenheit wird Köster mit seinem guten Instinkt für das Malerische zu überwinden wissen; Theo von Brodhufen aber, der mehr ein Verstand ist, wird sich sagen, daß es auf dem Weg, den er da plötzlich wählte, kein Weiterkommen gibt. Er ist in Italien gewesen; dies verführerische Land, das von jeher die Malerei der Deutschen beunflutete, beginnt wieder seine Zaubereien zu üben. Während mehrerer Jahrzehnte waren wir überwiegend von Frankreich und Holland abhängig; plötzlich, seit gestern hat der Zug über die Alpen wieder begonnen. Seltsam, gerade Liebermann, der ein Lebenlang in Amsterdam, in Scheveningen und sonst in Holland gemalt hatte, ging nach Rom und mühte sich, wenn auch vergeblich, den klaren Himmel und die kalte Selbständigkeit der südlichen Landschaft zu erfassen. Corinth folgte ihm; heute treibt es selbst die Jüngsten wieder in das Land des Frescos und der statuarischen Monumentalität. Rom ist wieder erwacht; das wird künftighin noch zu beobachten sein. Ob der deutschen Kunst dadurch eine Förderung wird, muß abgewartet werden; was wir heute an solchen Südrüchten vorgeführt bekommen, ist noch recht säuerlich. Brodhufen, um auf diesen Irrfahrer zurückzukommen, ist in Florenz geradezu ruiniert worden. Solange er die märkische Landschaft malte, zwanzigmal und mehr die Brücke von Baumgartenbrück, da fand er blindlings seinen Stil, die Mathematik des Wurzelns und des Wachsens; nun, unter den scharfen Pfeilen der südlichen Sonne, hat er den Zeitstanz bekommen. Er lobt sich aus. Er malt plötzlich Kreuzigungen und eine Flucht nach Ägypten; er wütet förmlich in dem Blute von Melonen. Das alles wirkt wie eine Krankheit; aus diesem grellen Gewüß gibt es keine Klärung, nur ein Zurück.

Eine Gruppe für sich, leidlich anzuschauen, wenn auch nie erregend, sind jene Dekorateurs, die ihren Geschmack durch die moderne Propaganda, bald durch China und Japan, bald durch Ungarn und Rußland, bald durch irgendein Kunstgewerbe erzogen bekamen. Diese Leute machen Bildchen, die ihrem künstlerischen Grad nach ein wenig höher stehen als Plakate, die aber nie reiflos das Arrangement, so eine Art geistreicher Tapeziererei, verleugnen. Diese Kunst ist nicht notwendig, aber sie ist auch nicht unangenehm. Orlik, der scharfhaft Japanisches rezitiert, E. R. Weiß, der ein wenig pathetisch das Wiedermeier beschwört, Klaus Richter und Magnus Jeller, die miteinander den Breughel beschwören, müssen in solchem Zusammenhang aufgezählt werden. Auch Erich Wastel und Hugo Aray sind zu nennen. Erich Wastel ist ein ganz typischer Fall; er malt einen „Abend am Meer“, der durch die mythische Stuprigkeit der Farbgebung übertrifft. Bald aber sieht man, daß solcher Kolorismus mehr ein Muff als eine Notwendigkeit ist. Dekorative Scherze sind eben nie notwendig, sondern meist nur ein Zeitvertreib.

Notwendig ist, was Munch, Picasso, Pechstein und Koleschka gestalten. Unter diesen Künstlern regt sich ein intellektueller Wille; sie sind mehr oder weniger Exponenten, Aufzeiger ihres Volkes, ihrer Zeit, ihrer Stunde. Munch, der Norweger, enthält uns in den Entwürfen für die Wandgemälde einer Universität die Seele des Nordens. Die Sonne ist das natürliche und das seelenvolle Zentrum dieser Welt; wir sehen sie sich machtvoll heben, sie steigt aus dem Meer und gießt ihre kristallene Glut über die Felszaden einer einsamen Küste. Es ist eine Symphonie der Luste, die da sieghaft aufsprüht; es gliedert die Atmosphäre in allen Farben des Prismas, sie scheint in geschlossenen Gefäße gefaßt und körperhaft geworden zu sein. Eine gewaltige Reinheit, etwas heldenhaft Episches ist in diesem Bild von der Sonne. Und auch die übrigen Gestaltungen, die Munch für die typischen Lebensvorgänge des Menschlichen erfand, haben das Maß, das dem Epos gebührt. Naturvorgänge werden erzählt, die wetterhaltenden Triebe offenbaren sich. Der Landmann sät; wir hören das Herbststampfen der Schollen und fühlen den Flug des Kornes. Der Wald rauscht und läßt den Jüngling, der zwischen den Stämmen schreitet, den Gesang des Blutes empfinden. Früchte werden gepflückt, Quellen werden getrunken, Männer und Frauen baden, Liebende schauen sich an, das Geheimnis des neuen Werdens regt sich. Und über dem allen thronet der blinde Greis, der Ahnherr, der Wissende; er sitzt unter den weit ausladenden Zweigen eines ehrfürchtigen Baumes und erzählt dem Knaben, der gläubig an seinen Knien lehnt. Diese Bilder Munchs erscheinen auf den ersten Blick wohl spröde und kalt; wenn man aber lange in sie hineinschaut, erlebt man die große Welt der Felsen, des Meeres und des Lichtes. Man erlebt ein Gefühl von Erdenhöhen, deren Ohren vogelsprachefund und deren Seelen dem Sturm verwandt sind.

Picasso ist längst nicht von solchem Format; dazu ist er zu sehr Individualist und technischer Grübler. Wir treffen auf dieser Ausstellung einen ganzen Saal seiner Bilder, wir können seine Entwicklung verfolgen. Er fing durchaus akademisch an und ließ sich im Laufe der Jahre von den verschiedensten Künstlern beeinflussen. Toulouse-Lautrec und Degas spürt man ganz deutlich, auch Manet. Dabei behielt Picasso aber immer eine eigene Geselligkeit, eine echt französische Galanterie. (Daher kommt es, daß er zuweilen süßlich, beinahe kitschig wirkt.) Im letzten Stadium (im bisher letzten) regt sich der Mathematiker; durch die groteske

Gewalt indianischer Masken scheint Picasso angetrieben worden zu sein, eine verblüffende Plastik zu suchen. So kam er dazu, den menschlichen Kopf in kubische Formen aufzulösen. Die Absicht ist deutlich, das Gelingen bleibt höchst problematisch. Einige der hier hängenden Bilder sind eigentlich nur abstrakte Formeln; ich vermag sie weder zu verstehen noch zu erfühlen. Peckstein, der auch ein Italiensfahrer geworden ist, steigert nachweisbar sein Handwerk. So kommt er ganz automatisch zur Größe des Wandbildes. Er erobert, mit Naturformen bauend, den Raum. Das war von jeher das Gesch des Monumentalen. Kokoschka ist eine folgerart entgegengesetzte Persönlichkeit; er ist ein Fanatiker der Psychologie, ein zäher Analytiker, ein glühender Durchforscher des Seelischen. Es drängt ihn zur Miniatur, zur Kunstschrift; daher kommt es, daß seine Bilder barock und im besten Sinne paradox wirken.

Robert Breuer.

Kleines feuilleton.

Werden unsere Sommer kälter, die Winter wärmer? Es ist eine eigenartige seit Jahren zu beobachtende Erscheinung, daß unsere Jahreszeiten mehr und mehr den ihnen typischen Charakter zu verlieren scheinen. Rechte, harte Winterkälte wird immer seltener und gehört zu den Ausnahmen; um so häufiger verlaufen die der kalten Jahreszeit angehörenden Monate ganz mild. Dagegen fehlt es auf der anderen Seite im Sommer an wirklicher Wärme und an Sonnenschein; Jahre mit anhaltender und ausgiebiger Sommerhitze, wie sie zuletzt 1911 dagewesen ist, erscheinen uns als eine Besonderheit und es wird davon ungemein viel Aufhebens gemacht. Weitverbreitet ist die Annahme, daß sich im Laufe der letzten Jahrzehnte unser Klima geändert haben müsse, und vielerlei auffallende Ungleichheiten der Witterung geben dieser Annahme scheinbar recht. Aber es handelt sich, wie aus außerordentlich eingehenden Untersuchungen mit aller Sicherheit hervorgeht, doch nur um scheinbare Veränderungen. Witterungsperioden, die die natürlichen Vorgänge auf den Stoff zu stellen schienen, hat es immer gegeben, soweit die exakte meteorologische Beobachtung zurückreicht, und sie werden, wie man mit aller Bestimmtheit sagen kann, von Zeit zu Zeit auch immer wiederkehren. Der Altmeister meteorologischer Forschung, D. B. Dove, sagt in seiner bühnreichen Sprache, daß Europa, an der Westküste der Alten Welt gelegen, um keine Witterung zu verstehen, wie ein Janus nach entgegengesetzten Seiten blicken muß. In fortwährender Ungewißheit darüber, ob es sich dem Kontinental- oder dem Seeklima anschließen soll, erfährt es so erhebliche Schwankungen der Temperatur, Feuchtigkeit und des atmosphärischen Drucks, daß man sagt, die Eigentümlichkeit seines Klimas sei die, das Aprilwetter der ganzen Welt darzustellen.

Halten wir das Bild des April als des veränderlichen fest, so haben wir in Mitteleuropa ein ausgeprochenes Aprilwetter insofern, als das Anormale seines Klimas die Regel, das Normale die Ausnahme ist. Scheinbar ohne jede Regel folgen warme und kalte, nasse und trockene Tage, Monate, Jahre. Wirklich normale Verhältnisse, Tage, deren Temperatur mit dem vieljährigen Mittel übereinstimmt, kommen eben nur höchst selten vor. Auch die alte Witterungsregel: grüne Weihnachten, weiße Ostern deutet darauf hin; so sagt der Berliner Meteorologe Professor Behre, daß die Stetigkeit der Temperaturzunahme und Abnahme oft unterbrochen wird. Wie die einzelnen Tage, so sind auch die Monate in ihrer Temperatur von Jahr zu Jahr außerordentlich abweichend. Ueberkalte Sommer und überwarme Winter sind in der mitteleuropäischen Witterungsgeschichte zahlreich verzeichnet. Dazu kommt noch die Neigung sowohl der kalten Sommer wie der warmen Winter, in Gruppen und aufeinanderfolgenden Jahren aufzutreten.

Am Hand des Behreischen Wertes über das Klima von Berlin, dessen Feststellungen im großen und ganzen auch für Nord- und Mitteldeutschland, mit gewissen Einschränkungen auch für den Süden Geltung besitzen, da ja das Klima des einzelnen Ortes aus dem Klima des ihn umgebenden Landstrichs resultiert, läßt sich feststellen, daß beispielsweise von 1756 bis 1770 fünfzehn warme Sommer ununterbrochen aufeinander gefolgt sind. Gruppen warmer Sommer hatten wir im letzten halben Jahrhundert von 1872 bis 1877, von 1895 bis 1897, und von 1904 bis 1906. Kühle Sommer folgten von 1730 bis 1747 sogar 18mal, von 1881 bis 1888 8mal aufeinander. Und ebenso haben wir Gruppen sowohl kalter wie milder Winter. Die letzte längere Gruppe kalter Winter hatten wir von 1885/86 bis 1888/89. Milde Winter sind zwar gelegentlich in ihren kleineren Gruppen einmal durch einen kalten Winter unterbrochen, aber sie sind überhaupt weit häufiger, als kalte. Seit fast 200 Jahren liegen im mittleren Norddeutschland 71 gruppenweise auftretenden nur 18 einzeln auftretende milde Winter gegenüber.

Nun hat man aber auch noch andere Gruppierungen klimatischer Art festgestellt, die in Verbindung mit den vorstehend erwähnten Gruppen von Jahreszeiten mit einheitlichem Charakter überraschende Ueberblicke über gewisse Regelmäßigkeiten des Klimas gestatten, wie sie sich bei der Einzelbeobachtung von Jahr zu Jahr nicht erkennen lassen. Auf diesem Gebiete hat Brüdner durch seine Studien über klimatische Schwankungen außerordentlich Bedeutames geleistet. Beobachtungen, die sich über die ganze Erde und zum Teil über

zwei Jahrhunderte erstrecken, haben ihn erkennen lassen, daß es periodische Klimaschwankungen mit einer mittleren Periodenlänge von rund 35 Jahren gibt, die sich deutlich voneinander abheben. Für Berlin und Norddeutschland, wohl überhaupt für ganz Mitteleuropa, bildeten die Jahre 1700, 1740, 1775, 1815, 1845 und 1880 die Zentren der kalt-feuchten, die Jahre 1720, 1760, 1795, 1830 und 1860 die Zentren der warm-trockenen Periode. Schon heute kann man sagen, daß das letzte Zentrum der warm-trockenen Periode das Jahr 1900 gewesen ist, und daß wir dem nächsten Zentrum der kalt-feuchten Periode nicht mehr fern sind, das etwa um das Jahr 1915 zu erwarten ist. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn jetzt schon seit einer Reihe von Jahren die Sommer kühl und naß, die Winter ebenfalls sehr regenreich und daher mild sind. Wenn wir erst die gegenwärtige feucht-kühle Periode, die man auch die der Veränderlichkeit nennen kann, überwunden haben, so werden wir auch wieder einer trocken-warmen Periode mit mehr beständigem Wetter entgegengehen, einer Periode, deren Höhepunkt freilich erst um das Jahr 1930 zu erwarten sein dürfte.

Völkervunde.

Auf den Inseln der Zauberer. In der Beringstraße, etwa gleich weit vom asiatischen Kap Deschnow wie von der Nordwestspitze Amerikas, liegt eine unter dem Namen Diomedesinseln bekannte Gruppe von drei Inseln. Bering sah sie 1728 zuerst; der russische Forscher Gwosden unterjuchte sie 1832, und die Russen nennen sie daher häufig auch Gwosdewinseln. Die mittlere Insel heißt Krusenstern, die östliche Fairway, die westliche Natmanow. Eine Fahrt zu der trostlosen Inselgruppe — so plaudert ein Mitarbeiter des „Wide World Magazine“ — ist zwar keine Vergnügungsfahrt, aber ein Besuch auf den Diomedesinseln lohnt sich trotzdem. Die Bewohner der Inseln, die allem Anschein nach keinerlei Staatsform und keine Gesetze kennen, stehen ganz im Banne ihrer Kulteisten und vor allem ihrer Zauberer. Diese letzteren beschäftigen sich angeblich mit Heilkunde. Die Eskimos lieben sie nicht, aber sie fürchten sie und zittern schon, wenn sie sie nur nennen hören. Es kommt jedoch gar nicht selten vor, daß sie an den Zauberern, wenn diese es gar zu arg treiben, Vergeltung üben, indem sie sie kurzerhand erschlagen. Diese Unsiherheit ihres Berufes verbittert den ehrenwerten Hezenmeistern natürlich das Leben. Dazu kommt noch, daß die durch den Einfluß der europäischen und amerikanischen Forscher und durch die Tätigkeit der Missionare aufgeklärten Eskimos in neuerer Zeit sich immer mehr von den Zauberern entfernen und mißbilligend erklären, daß diese Großen, die einst für allmächtig galten, nicht mehr imstande seien, den bösen Geistern den wünschenswerten Respekt einzuflohen.

Um naive Gemüter von ihrer Allmacht zu überzeugen, wenden die Zauberer der Diomedesinseln die kunstvollsten Mittel an: sie sind Meister in der Kunst des Bauchredens, in allen Taschenspielerkünsten und in überraschenden Tricks. Ein englischer Reisender erzählt von einem Zauberer, der den Gläubigen Tag für Tag ein nicht gewöhnliches Schauspiel vorführte: er schnitt sich mit einem scharfen Messer scheinbar die Kehle durch und das Blut schoß in Strömen aus der Wunde hervor. In Wirklichkeit durchschnitt der Zauberer nur eine mit Blut gefüllte Schweinsblase, die er in Halshöhe geschickt unter seinen Kleidern versteckt hatte. Von Zeit zu Zeit geben die Zauberer erster Ordnung einen mit großem Lantam angekündigten Beweis ihrer Unverwundbarkeit. Ein Gehilfe — sie haben immer mindestens einen Gehilfen — hängt in Gegenwart aller Dorfbewohner den Hezenmeister mittels eines starken Strides an einer Art Galgen auf. Rings um den Zauberer wird dann Holz aufgeschichtet, das man in Brand steckt. Der dem „Tode Geweihte“ ist bald von dichten Rauchwolken umhüllt. Aus diesen Dampfswolken heraus erhebt sich — wie der Gehilfe versichert — der Geist des mächtigen Zauberers in die Lüfte und fliegt zu einem Kosga genannten Tempel. Während der Meister vom Rauch umhüllt ist, fordert sein Genosse die Menge auf, den Geist vor dem Tempel zu erwarten. Und alle laufen zum Kosga, so daß der Gehilfe Zeit hat, das Feuer des Scheiterhaufens auszulöschen und den angetaucherten Zauberer aus seiner unbequemen Lage zu befreien. Der heilige Mann eilt nun, nachdem er sich ein bißchen erholt hat, auf einem weit kürzeren Wege zum Kosga und hält dort gerade in dem Augenblick, wo sein Geist durch die Luft dorthin gelangen sollte, einen theatralischen, überaus wirkungsvollen Einzug, indem er durch eine Dachlücke unter das Volk springt.

Äntiger als die Zauberer sind die alten Leute des Eskimo-Stammes, die, wenn sie ein hohes Alter erreicht haben und unter der Last der Jahre zusammenbrechen, ihre Angehörigen und Freunde bitten, ihnen den Abschied von diesem Tal der Tränen zu erleichtern. Und es wird ihnen sofort geholfen. Es kommt dann oft vor, daß ein „Sterbender“, der auf seinen eigenen Wunsch vom Leben zum Tode befördert werden soll (meist ist das bei Frauen der Fall), bei der Ankunft auf der Sterbestätte die Entdeckung macht, daß man eigentlich auch noch als greises Menschenkind in diesem irdischen Jammertale verweilen könnte. Die begleitende Schar läßt sich aber gar nicht erst auf Unterhaltungen und Unterhandlungen ein: der alte Mann oder die alte Frau müssen dran glauben und aus dem Leben scheiden. So wird der „freiwillige“ Tod zu einem Pflichttode.